

Buchempfehlung

Deeg, Alexander: Predigt und Derascha. Homiletische Textlektüre im Dialog mit dem Judentum (APTLH 48), Göttingen 2006, ISBN 3-525-62390-9, 608 S., 78,90 €

Um es gleich vorweg zu sagen: Bei dieser Dissertation handelt es sich um ein bemerkenswertes Buch. Das Bemerkenswerteste daran ist vielleicht, dass der Autor mit seinem Buch eine Lücke der homiletischen Forschung zu füllen beginnt, die so weiträumig klafft, dass es paradoxerweise bisher kaum jemandem auffällt. Wie selbstverständlich lesen wir im Neuen Testament von der Predigt Jesu in der Synagoge von Nazareth (Lk 4, 14-30par – in der Lutherrevision von 1984 tatsächlich als „Predigt“ überschrieben) und davon, dass Paulus selbstverständlich in den Synagogen predigte (bspw. Act 13, 13ff). Und doch sind die Wurzeln christlicher Predigt im synagogalen Gottesdienst bislang in der homiletischen Forschung (und wohl auch Praxis) nur am Rande beachtet worden (vgl. 248). Dass Alexander Deeg daran geht, dies zu ändern, macht sein Buch bereits an und für sich lesens- und beachtenswert. Dass der Verfasser dabei noch äußerst kenntnisreich verfährt, eine Fülle von Material zusammenträgt und er ein großes Spektrum an Literatur und Forschungsrichtungen im Blick hat, ist erst recht erfreulich. So ist es nicht verwunderlich, dass diese Arbeit nicht nur als Dissertation angenommen wurde, sondern gleich zwei Stiftungspreise gewonnen hat.

Doch um welche Fragestellung geht es genau? Selbst für ein breit angelegtes Werk wie dieses wäre es eine Überforderung, einen allgemeinen christlich-jüdischen Homiletikdiskurs zu führen. Und so setzt der Vf. seinen Schwerpunkt bei der homiletischen Hermeneutik, der „homiletischen Textlektüre“, wie er sie nennt. Bei der Annäherung an das Thema wird deutlich, dass sich ein jüdisch-christlicher Dialog dieser Art aus zwei Gründen gar nicht so einfach ist: Einerseits ist die Interdependenz von jüdischer und christlicher Predigt so groß, dass sich beide Größen kaum unabhängig voneinander verstehen lassen (vgl. bspw. 153). Andererseits stellt sich die Frage, ob mit der Gattung „Predigt“ nicht schon eine genuin christliche Begrifflichkeit eingeführt wird, die ein völlig entsprechendes jüdisches Pendant erst seit jüngerer Zeit hat (vgl. 49). Doch trotz dieser Problematik gelingt es Deeg durch sein akribisches Vorgehen, Wege hinüber und herüber zu bahnen.

Nach dem Eingangskapitel stellt der Vf. so in sechs Kapiteln zunächst die Entwicklung jüdischer Homiletik im weitesten Sinne dar, um dann in den folgenden sieben Kapiteln tatsächlich in das Gespräch zwischen christlicher und jüdischer Homiletik bzw. homiletischer Hermeneutik einzusteigen. Eine Brücke zwischen beiden Bereichen findet Deeg dabei in im weitesten Sinne (rezeptions-)ästhetischen Ansätzen, die die Intertextualität in den Vordergrund rücken und das aktuelle Predigt- bzw. Hörgeschehen in den Mittelpunkt stellen (vgl. v.a. Kapitel 9, 253ff). Gegen Textverlust (ein aktuelles Thema etwa drängt den Text an den Rand) und Textbändigung (der Text bleibt bspw. in einer historischen Situation verhaftet oder wird durch ein dogmatisches Thema überlagert) setzt Deeg, nicht zuletzt in Aufnahme von Impulsen aus der jüdischen Textlektüre, die Textbefreiung, die den Text einerseits im Wortlaut ernst nimmt, gleichzeitig aber auch zu einer aktualisierenden Fortschreibung führt. Dass die hebräischen Texte in ihrer unvokalisierten Grundform immer schon zur aktualisierenden Füllung und damit zur Kontextualisierung einladen, ist dabei aus Sicht des Vf. der Ausgangspunkt für eine anhaltende Auslegung im Midrasch. Dies wiederum „bedeutet, dass der Text der Tora nicht einfach ‚Heilige Schrift‘ ist, sondern dazu erst in der Auslegung wird“ (298).

Zu welchen Folgerungen er dabei kommt, wird in seiner Auseinandersetzung mit den Kategorien von „Gesetz und Evangelium“ im Dialog mit dem jüdischen Gegenüber beispielhaft

deutlich: Unter Zuhilfenahme eines Verfallsmodells schildert er die Entwicklung der Anwendung dieser Kategorien von Martin Luther an bis zur Konkordienformel, in der er dann keine „polar[e] Doppelformel“ (427) mehr entdeckt, sondern nur noch eine „handhabbar[e] Methodik“ und „lineare Unterscheidung“ (427f). Dem gegenüber betont der Vf. mit einem Zitat von H. M. Müller die „Aufgabe des Predigers, ... die Wahrnehmung des Wortes Gottes als Gesetz und Evangelium durch die inhaltliche und formale Gestaltung seiner Predigt zu ermöglichen“ (441). Gesetz und Evangelium sind somit letztlich für ihn keine Kategorien, die gepredigt werden könnten, sondern die nur noch je und dann, so oder so vom Hörer wahrgenommen werden. Ja, letztlich droht sich die Wirkung einer Predigt als Verkündigung von Gesetz und Evangelium bei Deeg so weit von ihrer formalen Gestaltung und ihrer sprachlichen Ausdrucksform zu emanzipieren (auch wenn er das Gegenteil betont), dass die Predigt nur noch die Aufgabe hat, „den Raum, in dem sich Bedeutung ereignen kann, sprachlich zu eröffnen“ (455).

An dieser Stelle muss aus meiner Sicht auch die kritische Auseinandersetzung mit Deegs Werk einsetzen. Bei aller Zustimmung zur Warnung vor einer Überschätzung aller homiletischen Machbarkeit und vor einer dumpfen methodischen Abfolge eines Gesetzes- und eines Evangeliumsteils in einer Predigt ist aus meiner Sicht die „Hoffnung, dass sich darin [sc. in der Predigt] Gottes Wort ... ereignet“ (455), eine etwas sehr kleine Münze für die Beschreibung christlicher Predigt. Zu Recht stellt der Vf. vorher heraus, dass „Luthers Doppelformel von Gesetz und Evangelium ... grundlegend in einem soteriologisch-hermeneutischen Kontext verortet“ (425) ist. Dann stellt sich aber die Frage, ob von einem Konzept her, das die Verkündigung von „Gesetz und Evangelium“ in den Mittelpunkt stellt, nicht doch mehr zu sagen wäre als die Verbindung von „Ethik und Ästhetik“ (532), auf die die Predigt bei Deeg zu einem Gutteil hinausläuft. Ein angefochtenes Gewissen wird jedenfalls womöglich weder durch das eine noch durch das andere beruhigt. Aber eben darum ging es ja schon Luther selbst zeitlebens: Derjenige, der Trost und Vergebung sucht, wartet auf eine eindeutige Aussage und nicht auf einen offenen Raum, in dem sich womöglich eine Bedeutung einstellt – oder eben auch nicht. Glaube hängt schließlich an einer sich ihm im Wortlaut selbst mitteilenden promissio, so wenig sich die Wirkung dieses Wortes (Glaube/Un Glaube) homiletisch auch „machen“ lässt. Hier wären Gedankengänge aus der Sprechakttheorie, die u.a. die performativen Aspekte der Sprache in den Mittelpunkt rückt, weiterführend gewesen – beim Vf. werden sie aber nur am Rande berührt (323).

Diese beispielhaft markierte Schwäche der Dissertation von Deeg könnte sich unter anderem auch darauf zurückführen lassen, dass der Dialog mit jüdischen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern mit diesem Buch erst begonnen hat. Der Vf. hat sich auf den Weg gemacht, um jüdische Textlektüre und Homiletik zu erschließen und Parallelen zu Ansätzen in christlicher Homiletik zu entdecken. Dafür verdient er Respekt. Sein Buch schließt mit der Hoffnung auf solche Reaktionen jüdischer Gesprächspartner, der ich mich gerne anschließe. Es wäre dabei schön, wenn im weiteren Gespräch beidseitig nicht nur erkennbar würde, wo für die christliche Homiletik Neuansätze und Gestaltungsmöglichkeiten in jüdischer Homiletik zu entdecken sind (und gerade das ist ja die Stärke dieses Buches – vgl. auch nebenstehende praktische Anregungen für die Predigtpraxis), sondern auch, wo die Eigenarten, die Besonderheiten und die Leistungsfähigkeit einer christlichen Homiletik zu beobachten sind. Erst ein solches Gespräch, das beides im Blick hat, würde m.E. zu einem vertieften Dialog führen und könnte so auch die aufgeworfenen Fragen einbeziehen. Und doch bleibt es dabei: Dieses Buch ist in hohem Maße gleichermaßen bemerkens- wie lesenswert.

Christoph Barnbrock